

Zeitschrift: Appenzeller Kalender

Band: 172 (1893)

Artikel: Des Kalendermanns Weltumschau

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-374093>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Des Kalendermanns Weltumschau.

Kz gibt Zeitungsschreiber, welche herzlich froh sind, wenn irgendwo blutige Schlachten geschlagen werden, wenn Revolutionen ausbrechen, Könige in die Luft gesprengt werden, oder Erdbeben, feuerspeiende Berge und überbordende Ströme an der Arbeit sind. Solche Ereignisse geben guten Stoff zum Schreiben und die Zeitungsleser bekommen für ihr Geld doch etwas zu nagen. Auch unter den Kalenderschreibern gibt es Christen, die froh sind, wenn der Teufel los ist und irgendwo seine faulen Eier legt. Man kann dann eine recht furchterliche Weltumschau verfassen und die Leser unterhalten, bis ihnen die Haare zu Berge stehen.

Wir unserseits sind recht froh, daß das Jahr 1892 nicht ein Jahr des Blutes und des Schlachtentümels gewesen ist und im Großen und Ganzen einen friedlichen Verlauf genommen hat. Daß auf dem ganzen Erdball Friede walte und Niemand ohne seine Zustimmung todgeschlagen werde, das kann man nicht verlangen, so lange 1500 Millionen Menschen auf der Erde wohnen, die alle gut essen und trinken wollen und zuweilen eher zu Bosheiten als zum Beten aufgelegt sind. Händel und ein Bisschen Krieg gibt es ja sogar in kleinen Familien, wo alle Glieder recht und brav sind, geschweige denn in großen Gesellschaften und Staaten. In Afrika kommt es mitunter vor, daß ein Neger seinen Mitbruder frisbt, ohne daß dieser ihm zuvor etwas Leides gethan hätte. Im gesitteten Europa werden keine Menschen mehr verspeist, aber doch ausgesogen, nicht mehr lebendig verbrannt, aber doch noch gebrannt und angeschwärzt, nicht mehr mit Marterinstrumenten gefoltert, aber doch noch geschunden.

Diese menschlichen Gewohnheiten und Eigenschaften liefern Stoff genug für unsere gewohnte Weltumschau. Es werden ja hierüber jedes Jahr weiß Gott wie viele Bücher geschrieben, warum sollte denn der Kalender für seine wenigen Seiten nicht Stoff genug finden?

Der Krieg ist nicht die größte Plage des Menschen Geschlechtes. Es sind Geißeln vorhanden, die andauernder Schmerzen als ein Krieg und tiefere Lücken in die Völker reißen. Hiezu gehören vorab Pestilenz und Hungersnoth. Von Pestilenz ist die Welt im Jahre 1892 ziemlich verschont geblieben, wenn man die in Asien hausende Cholera als etwas Gewöhnliches und dort Selbstverständliches betrachtet. Dagegen hat eine furchtbare Hungersnoth das gewaltige russische Reich heimgesucht; Russland ist ja sonst bekanntlich die Kornkammer

Europas und schon sehr oft war auch unser Schweizerland auf das russische Brod und Mehl angewiesen. Letztes Jahr hat aber lang andauernde Trockenheit einen großen Theil der Ernte Russlands vernichtet und an die 15 Millionen Einwohner des weit ausgedehnten Reiches sahen sich in bittersten Nothstand versetzt. Zu vielen Tausenden gingen Männer, Frauen und Kinder elendiglich zu Grunde oder holten sich den Keim zu bleibendem Siechthum. Unsere alten Leute, welche die Hungersnoth des Jahres 1817 mitgemacht haben, wissen viel davon zu erzählen, wie damals Baumrinde, Gras, junge Brennnesseln u. dgl. Zeug als Speise dienen mußten und wie elend es überall aussah. In Russland wiederholten sich diese traurigen Vorommisse in noch viel größerem Maße. Wenn 15 Millionen Hunger leiden, so ist es auch beim besten Willen fast unmöglich, wirksam zu helfen. So ist es nicht zu verwundern, wenn berichtet wird, daß Tausende und Tausende vor Hunger gestorben sind, daß große Bezirke von Seuchen aller Art ergriffen wurden und auch der Viehstand Mangels Futter umkam. Zwar hat die russische Regierung sehr viel gethan, um die Noth zu lindern; ungeheure Summen wurden bewilligt, die hungernden Provinzen zu unterstützen. Nun sind aber in Russland die Verkehrswege noch sehr mangelhaft und bis in die entlegenen Dörfer Getreide gesandt werden konnte, vergingen Wochen und Monate. Dazu kommt, daß hochgestellte Halunken das Elend des Volkes benützen, um ihre Taschen zu füllen. Ungeheure Mengen des von der Regierung gespendeten Mehls wurde von gewissenlosen Lieferanten mit Sand, Staub und Asche verfälscht und so bekamen die armen Leute Steine statt Brod, oder auch gar nichts. In Russland stiehlt wer kann und Gelegenheit dazu findet, und wer ein Amt hat, betrachtet es als eine Melkkuh. Daß bei solcher schlechter Verwaltung die Unzufriedenheit im Volke wächst, ist begreiflich.

Ein Gutes hat die Hungersnoth doch gehabt; sie verzögerte den Ausbruch eines europäischen Krieges. Russland und das mit ihm verbündete Frankreich warten nur die Gelegenheit ab, um sich auf Deutschland zu stürzen. Eine Hungersnoth ist jedoch keine gute Gelegenheit zum Kriegen; sie schwächt und macht zum Kriegen und Schlagen untauglich.

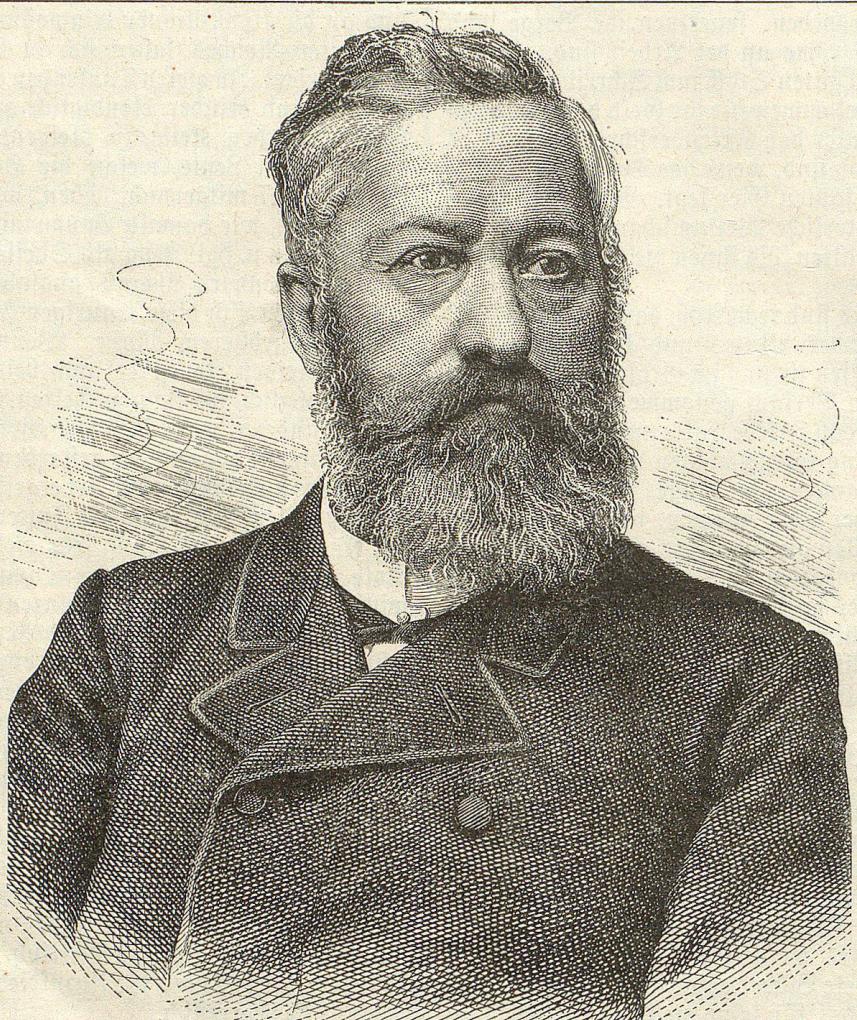
Wie lange der große europäische Krieg noch hinausgeschoben werden kann, läßt sich nicht ermessen. Er kann schneller losbrechen als man glaubt. So denkt wenigstens unser Bundesrath. Er läßt da und dort

Befestigungen anlegen und wenn gegen die vielen Millionen, die sie kosten, Bedenken erhoben werden, so heißt es, es pressure sehr. Niemand wisse, wo u. wie bald das europäische Pulverfaß losgehen werde. Früher meinte man, daß unser Alpengebirge an und für sich die stärkste Festung der Welt sei und man nicht nöthig habe, dem granitenen Gotthard noch einen Stahlpanzer anzulegen. Seitdem aber unser italienischer Nachbar ganze Regimenter Soldaten bis auf die höchsten Alpenkämme zum Exerziren schickt und seitdem man gelernt hat, sich auf die Entfernung von fast zwei Stunden zu tödten, hält man die Felsenwälle und Gebirge nicht mehr gesichert gegen feindliche Angriffe und Einfälle. Wir sind also gezwungen, Kanonen, Bomben, allerlei Teufelsgeschoße und Kriegsmannschaft bis hoch in's Gebirge hinauf zu postiren, um die von der Natur geschaffenen Alpenzinnen noch zu verstärken.

Der Schweiz selbst droht übrigens kein feindlicher Angriff, es ist aber zu befürchten, daß im Falle eines europäischen Kriegs fremde Armeen durch unser Land ziehen möchten, um den Feind schneller schlagen zu können. — Die Großmächte sind diesfalls noch schlimmer daran als wir. Sie sind entweder an-

griffslustig, wie Russland und Frankreich, oder in Gefahr, beim Kragen gefasst zu werden, wie Deutschland und Österreich. Darum sind denn auch die Kriegsrüstungen der Großstaaten furchtbare, und sie steigen mit jedem Jahre. Ein Land sucht das andere zu überflügeln und bessere Mordwerkzeuge zu schaffen. Es wäre vielleicht gut, wenn die Waffen so vervollkommen würden, daß in einer Minute eine Division Soldaten zu Boden gestreckt werden kann. Wenn die

Christen es einmal so weit gebracht haben, so hört das Kriegen überhaupt auf und die Nationen kommen zur Einsicht, daß es besser und billiger ist, allfällige Handel schiedsgerichtlich auszutragen. Vielleicht sind wir diesem Ziele näher als man glaubt; wenigstens wird



Bundesrat Dr. Joseph Zemp.

schon jetzt behauptet, daß es dem berühmten amerikanischen Erfinder Edison gelungen sei, lenkbare Flugmaschinen zu bauen, welche nach Belieben in den Lüften segeln können und im Stande sind, von schwindelnder Höhe herab auf dem Erdboden stehende Armeen durch Dynamit zu vernichten. Wenn diese Nachricht auf voller Richtigkeit beruht — und heutzutage ist dem findigen Menschen gar Vieles zuzutrauen — so ist das Kriegsführen auf Erden un-

möglich gemacht und könnte es sich nur noch darum handeln, einander in der Nachbarschaft des Mondes und der Sterne mit Dynamit-Ballons das Fliegen sauer zu machen.

Einstweilen wird das Dynamit noch auf der Erde angewendet,

mit besonderer Vorliebe in Frankreich. Der gefährliche Sprengstoff ist sehr nützlich, wenn es gilt, Tunnels zu erstellen und Felsen zu zerreißen.

Wenn aber das Dynamit auf Menschen und Häuser angewendet wird, so ist es eine Teufelsarbeit. Gleichwohl gibt es verrückte Kerle, welche mittelst Dynamit die Welt verbessern möchten. In dem reichen und schönen Paris häusten sie in fürchterlicher Weise. Sie sprengten verschiedene öffentliche Gebäude, warfen Bomben in Wirtschaftslokale und Privat-

häuser und verbreiteten dadurch einen lärmenden Schrecken. Der gefährlichste dieser Mordgesellen, ein gewisser Ravachol, röhnte sich und prahlte noch mit seinen schrecklichen Thaten. Er fand ein teuflisches Wohlgefallen darin, seine Greuelthaten zu schildern und das Evangelium des Dynamits zu predigen. Wenn auch die Regierung ziemlich streng mit

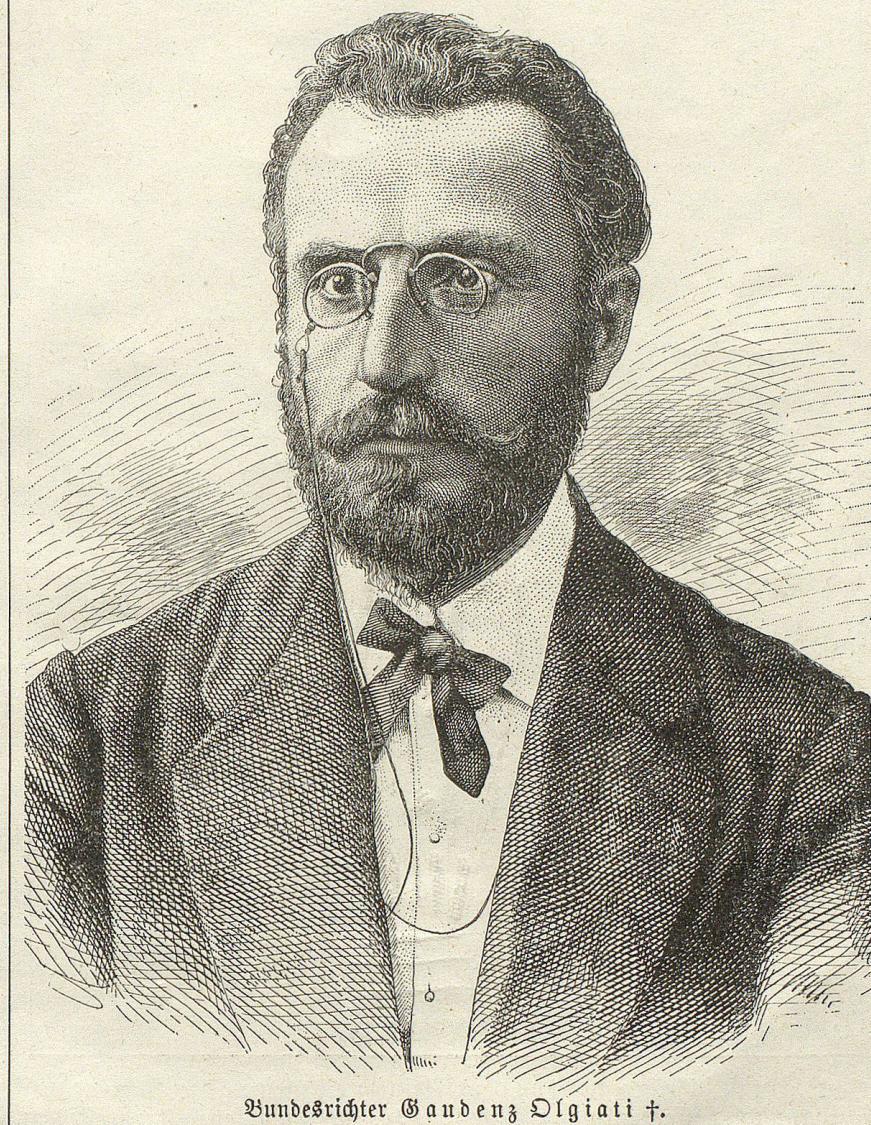
den Nebelthätern in's Gericht ging, so gelang es ihr doch nicht, die schlimme Sippschaft auszurotten. Ravachol hat viele und gelehrige Schüler. Uebrigens muß man sich nicht stark wundern, wenn in Frankreich die böse Saat gedeiht, denn von oben herab

wird in diesem Lande dem Christenthum und Allem, was an dasselbe erinnert, der Boden immer mehr entzogen. Die Nation treibt einem neuen Heidenthum entgegen, dessen oberste Götzen der Geldsäckel und der Ge- nuß sind.

Auch in Belgien u. Spanien hat das Dynamit gesprochen. In beiden Ländern gährt und siedet es seit Langem. In Belgien sind es namentlich die gewaltigen Arbeitermassen, welche so oder anders eine Besserung ihrer vielfach trostlosen Zustände herbeiführen möch-

ten. Die Regierung hatte viel Mühe, Ordnung zu halten und den Ausbruch von Revolutionen zu verhindern. Wenn ihr nicht eine stets bereite Armee zu Gebote stände, so könnte sie sich keinen Monat auf den Sesseln halten.

In Spanien haben riesige Überschwemmungen, Mizwachs und Verdienstlosigkeit dazu beigetragen,



Bundesrichter Gaudenz Olgati †.

das schon nach Millionen zählende Heer der Bettler und Unzufriedenen noch zu vermehren. Der Thron des Königskindes steht auf schwanken Füßen und kann über Nacht umgeschlagen werden.

Noch schäbiger steht Portugal da, ein Land, dessen Schiffe im Mittelalter alle Meere beherrschten und den Handel regierten. Unermeßliche Reichthümer kamen in Portugal zusammen, schwanden aber auch wieder. Schlechte Beamte, welche ihre Taschen statt ihre Pflicht zu erfüllen suchen, Mizwirthschaft und Schuldenmacherei im Großen, haben Portugal zu einem gewöhnlichen Lumpen gemacht, der den Bankerott erklärt und den Gläubigern lange nicht mehr hundert Rappen für den Franken gibt.

Auch Italien hat es mit seiner Großmannssucht und der ewigen Mitleidslerei nicht weit gebracht. Sein Kredit ist schlecht und wenn der Boden und das Klima nicht besser wären als die Regierung, so stände auch hier der Bankerott vor der Thüre.

Dagegen hat die österreichisch-ungarische Monarchie tüchtig vorwärts gearbeitet. Dieses Reich hat unerschöpfliche Bodenreichthümer und ist auf dem besten Wege, zu Wohlstand und geordneten Finanzen zu kommen. An Stelle des lumpigen Papiergeldes, welches keinen festen Kurs hat, geht das

Land zur Goldwährung über. Der alte Kaiser Franz erlebt noch schöne Tage mit seinem Volke, das ihn liebt und sich um ihn schaart wie eine Herde Schafe um den treuen Hirten.

Im lektjährigen Kalender haben wir der Neuerzeugung Ausdruck gegeben,

dass Deutschland auch ohne den gewalthätigen Bismarck leben und gedeihen könne. Es zeigt sich dies immer mehr und es muß sogar als ein Glück für ganz Europa betrachtet werden, dass der zornige, aufbrausende, unvertraute und rücksichtslose Staatsmann kalt gestellt worden ist. Er war namentlich der Schweiz recht unfreundlich gesinnt.

Der junge Kaiser Wilhelm hat uns zwar auch noch nicht

viele Beweise von Freundschaft gegeben,

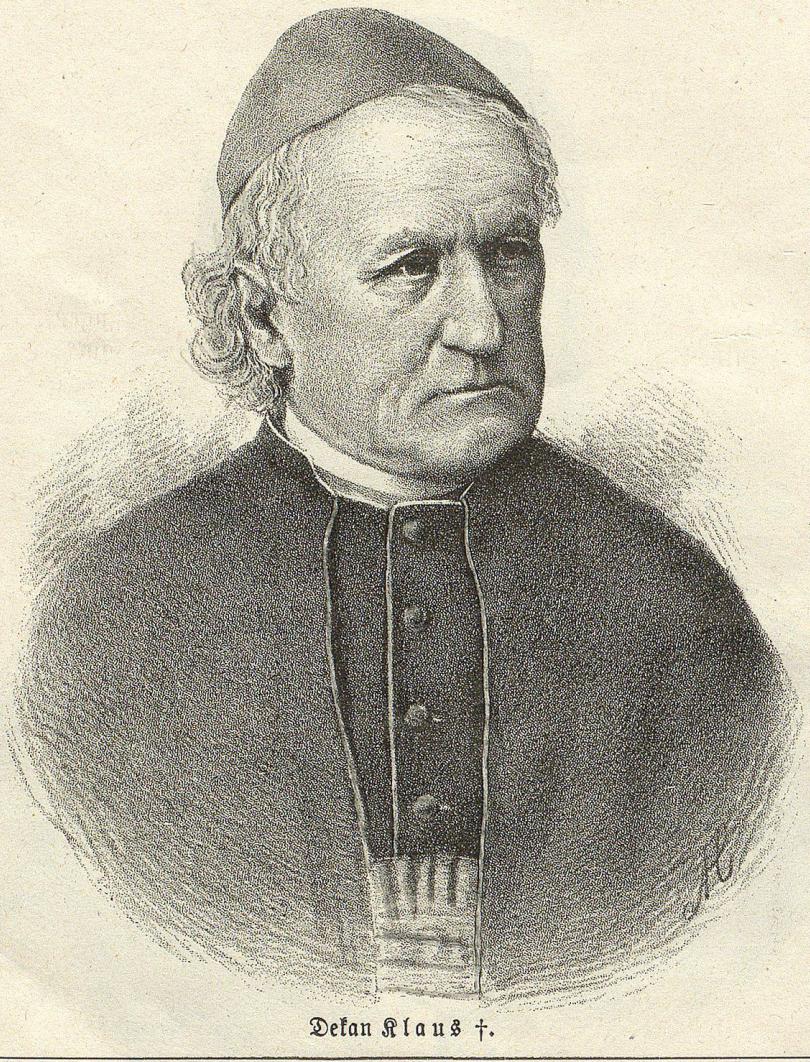
aber er lässt uns doch in

Ruhe und Frieden.

Auch in

seinem eigenen Lande sucht er weise und milde zu regieren. Zuweilen lässt er freilich auffallende Reden los, die einem gewöhnlichen Menschen als Dummheit und Unstinn angerechnet würden. So lange er aber besser handelt als redneret, kann sein Land zufrieden und glücklich sein.

Im lieben Schweizerlande gibt es immer noch zu viel Parteizank, unfruchtbare politische Geschwätz und konfessionelle Verhetzung. Und doch hätten wir Anderes und Besseres zu thun. Die Zeit-



Dekan Klaus †.

und Verdienstverhältnisse sind nicht so rosig, daß wir es vermögen, einander zu bekriegen. Der Brodkorb hängt uns sehr hoch und für viele Kreise des Volkes unerreichbar hoch. So hat namentlich die Stickerei traurige Zeiten durchzumachen und in vielen tausend Familien lehrt Mangel und Sorge ein. Feuersbrünste legten wieder verschiedene Dörfer in Schutt und Asche, so Meiringen, Nebstein, Sevelen und Chalais im Wallis. Dazu gesellen sich die Betrügereien und Schwindeleien der Großen. Verschiedene Banken brachten zusammen, Millionen-schelme in Basel, Bern, Uster, Winterthur und St. Gallen vergriessen sich an anvertrautem Eigenthum und brachten mit ihrer Schurkerei hunderte von Familien in Not und Kummer. Was vor tausend Jahren wahr und erprobt war, ist es noch heute, das nämlich: daß der sicherste Weg zum Wohlstand in redlicher Arbeit, im Haufen und Sparen und nicht im wilden Spekuliren und im Nichtsthun liegt.

Was uns Schweizer bei allem Ungemach trösten kann, ist das Bewußtsein, daß wir in Bern eine ausgezeichnete Verwaltungsbehörde und in Lau- sanne einen über allen Parteien stehenden hochachtbaren Gerichtshof haben. Beiden dürfen wir das vollste Vertrauen schenken. Der Bundesrath freilich hat sein tüchtigstes Mitglied verloren, indem Herr Emil Welti von Burzach, eine Zierde des Rathes, nach 25jährigem Dienste freiwillig in's Privatleben zurückkehrte. An Arbeit und an Ehren reich, ist Welti, der sechs Mal das Amt eines Bundespräsi- denten bekleidet hat, vom höchsten Ehren- und Vertrauensposten geschieden, ein Vorbild hoher Intelligenz, staatsmännischer Tüchtigkeit und reinster Vaterlandsliebe. Zu seinem Nachfolger erwählte die Bundesversammlung den Advokaten und Obersten Dr. Joseph Bemp von und in Entlebuch. Der Ge-wählte war der leitende Staatsmann seines Heimat-kantons Luzern, ein allseits hoch angesehener und geachteter Führer des Volkes. Bemp ist 1834 ge-boren, steht also noch in besten Jahren. Er hat das Amt nicht gesucht und mit Annahme desselben dem Vaterlande ein Opfer gebracht. Im schönen Entle-buch, wo er seine sehr große Familie in einfachen Verhältnissen erziehen konnte und als der gesuch-teste Advokat des Kantons Luzern ein gutes Ein-kommen hatte, wäre es ihm behaglicher als in Bern gewesen.

Bemp ist der erste Vertreter der konservativ-katholischen Partei im Bundesrath, was ihn jedoch nie verleiten wird, das Interesse einer Partei über das Wohl des gemeinsamen Vaterlandes zu stellen.

Auch das schweizerische Bundesgericht hatte einen schweren Verlust, indem Herr Bundesrichter Gau-den-z Olgati aus dem graubündnerischen Thale Buschlav im Alter von erst 54 Jahren einer tüchi-schen Krankheit erlag. Der Verstorbene war ein ausgezeichneter Jurist, ein hochsinniger und hoch-verdienter Beamter und hervorragender Gelehrter. Er gehörte zwar zu Denen, die nicht viel Geräusch machen; bescheiden, unermüdlich und mit peinlicher Gewissenhaftigkeit waltete er seines hohen Richter-amtes. Sein Andenken wird in Ehren erhalten bleiben und wir wollen das Unsige dazu beitragen, indem wir neben dem Bildniß des neuen Bundes-rathes Bemp auch dasjenige des dem Lande leider entrissenen Bundesrichters Olgati bringen.

Nochein drittes Bildniß zierte unsere Weltumschau. Es ist dasjenige eines katholischen Geistlichen, des Dekan Klaus in Tischingen, der am 28. Februar 1892 im Alter von 69 Jahren zu den Vätern ver-sammelt wurde. In seiner Jugend war er ein po-litischer Sturm vogel und wo es kämpfen galt, da stellte sich Pfarrer Klaus nie in die hintere Reihe. Ein ehrlicher gerader Charakter war er allezeit. Im vorgedrückten Alter zog er sich von der pfarramtlichen Thätigkeit zurück und widmete Zeit und Kraft nur noch den armen und Waisenkindern. Er gründete ohne eigene Mittel die Waisenanstalt Iddaheim bei Lütisburg, und als diese übervölkert wurde, kaufte er ohne einen Franken in der Tasche die Waisen-anstalt Iddazell bei Tischingen. Er kaufte die großartigen Klostergebäulichkeiten, nebst 35 Ju-charten Wald und 60 Jucharten Wiesland um den Preis von 220,000 Franken. Dann nahm er freudig den Bettelsack zur Hand, durchzog Stadt und Land, das In- und Ausland, und hielt um milde Spenden für sein Werk an. Er hatte guten Erfolg. Mit 6 Kindern eröffnete er im Jahr 1879 die Anstalt in Tischingen und in kurzer Zeit hatte er 250 arme verlassene Tröpflein beieinander. Der ehrwürdige Greis war allen Vater, er speiste und tränkte sie, er kleidete und schulte sie und ersetzte ihnen so das Elternhaus. Am glücklichsten war der alte Herr, wenn er von einer seiner Reisen mit einigen ver-wahrlosten Buben heimkehren konnte, die er irgendwo aus Not und Elend zu sich gezogen hatte. Gewiß erinnern sich noch Viele des Bündner Kapuziners Pater Theodosius, der auch ein Vater der Verlas-senen und Armen war. Dekan Klaus darf ihm füglich an die Seite gestellt werden.

Möge der Geist der Milde und des Wohlthuns und ächter schweizerischer Brüderlichkeit unserm lieben Vaterlande in alle Zeiten erhalten bleiben!